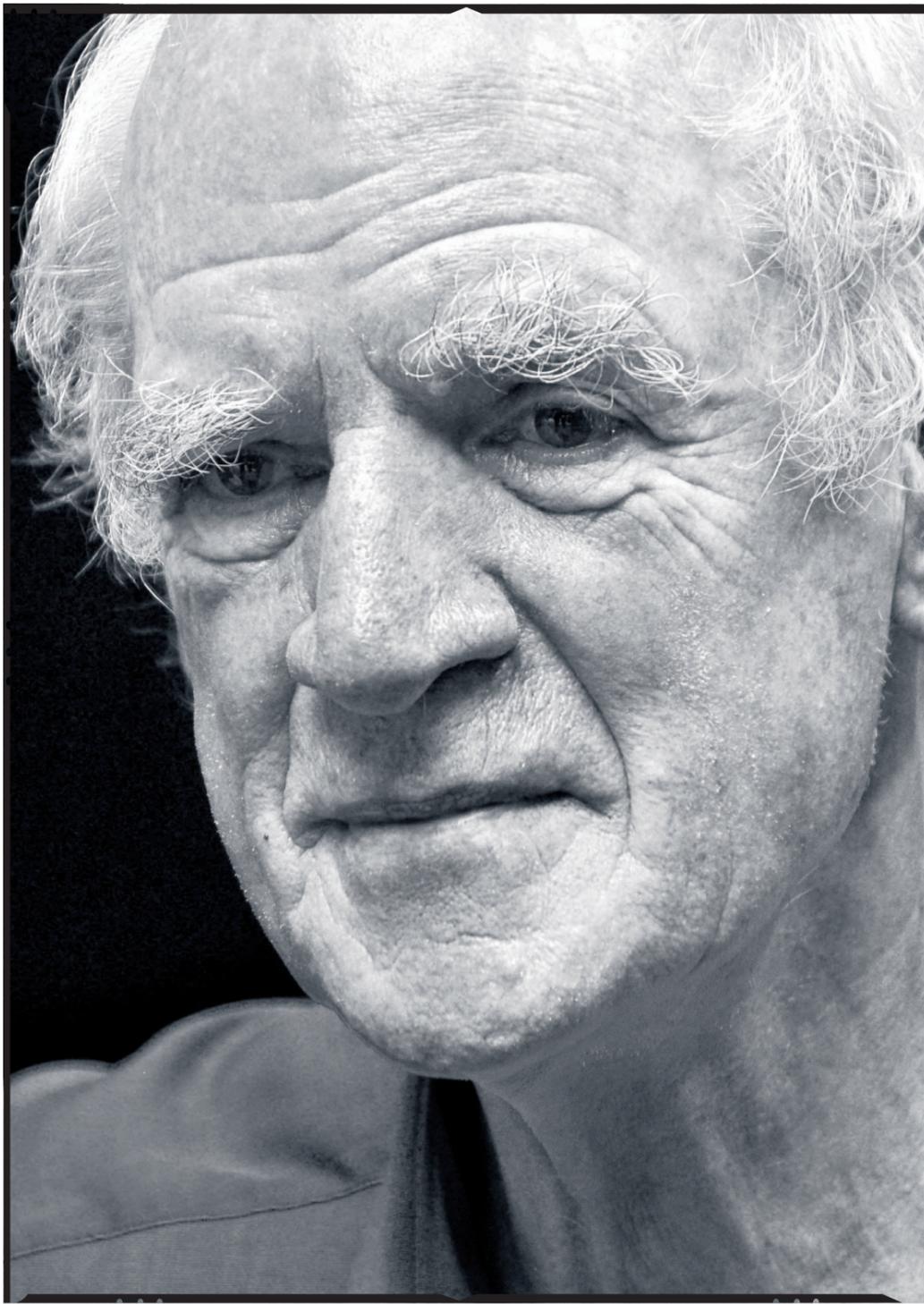


„Das Spiel ist noch nicht zu Ende! Wir können noch immer hinausgehen und kämpfen und das Blatt wenden.“ (Charles Taylor zum Trump-Sieg)



Charles Taylor zum 85. Geburtstag
 Hg. von Ulf Bohmann, Gesche Keding und Hartmut Rosa.
Transit. Europäische Revue 49. 2016.
 188 Seiten, brosch., € 14,-

Von Henning Klungen

Trump. Ausgerechnet. Charles Taylor, der große kanadische Philosoph und Vordenker einer multikulturellen Gesellschaft, sinkt in seinem Schreibtischstuhl zusammen, atmet tief ein. Der neue „President elected“ kann zweifellos als Gegenentwurf zu allen philosophischen wie politischen Anliegen betrachtet werden, die Taylor zeitlebens verfolgt hat. Seine Verteidigung einer multikulturellen Gesellschaft, sein Eintreten für ein basisdemokratisches lokales Erleben, sein Votum für eine auf sozialem Ausgleich basierende Gesellschaftsordnung – ein Raub der Flammen einer akuten demokratischen Krise in den USA.

Könnte man meinen. Doch dann hebt er den Kopf und spricht leise, aber bestimmt davon, dass selbst die Wahl Donald Trumps noch als Ausdruck eines ursprünglichen, wenn auch fehlgeleiteten demokratischen Ethos betrachtet werden könne. Der Wille des Volkes – er ist ebenso wenig erloschen wie die unbändige Hoffnung des Philosophen, schilderte ein Reporter des *New Yorker* seine Eindrücke jüngst nach einer Begegnung mit Taylor. „Wenn wir das Gefühl zulassen, dass wir die Dinge nicht mehr verändern können, dann geben wir uns völlig auf“, so Taylor. „Das Spiel ist noch nicht zu Ende! Wir können noch immer hinausgehen und kämpfen und das Blatt wenden.“

Wertschätzung der Vielfalt

Erstaunlich jugendliche Worte aus dem Mund eines 85-Jährigen. Dabei könnte man es Taylor nachsehen, wenn er zerknirscht wäre: Denn mit Trump hat nicht nur das „Big Money“ obsiegt – die USA sind auch intellektuell in eine Art „spirituellen blackout“ (Cornell West) gerutscht: Die intellektuell fruchtbaren Debatten der 1980er- und 90er-Jahre, die Auseinandersetzungen zwischen einem politisch-wirtschaftlichen Liberalismus, wie ihn John Rawls etablierte, und dem Kommunitarismus, zu dem auch Taylor zu zählen ist – sie wurden durch Trumps polternden Sieg gleichsam zu Grabe getragen.

Es mag kontinentaleuropäische Augen und Ohren irritieren, wenn die grobe Skizze eines intellektuellen Lebens par excellence immer wieder die Niederungen politischen Lebens streift. Doch tatsächlich liegt darin wohl ein weiteres Geheimnis der bleibenden Aktualität und auch Relevanz des Taylor'schen Denkens. So drängt der Gedanke bei Taylor stets zur Tat; Wahrheit bewahrt sich allein in ihrer politisch-moralischen Praxis. Das hat Taylor nicht zuletzt in seinem *Opus Magnum*, seinen Tauchgängen nach den „Quellen des Selbst“, aber auch in seinem politischen Engagement in seiner kanadischen Heimat eindrucksvoll dargelegt.

Dieser Agilität, die in Praxis drängt, ist es zu verdanken, dass bei Taylor nicht ein zentrales philosophisches Motiv auszumachen ist. Die Kontingenz des Denkens und die Wertschätzung der Vielfalt macht ihn zu einem im besten Sinne synthetischen Den-

Am 5. November feierte Charles Taylor den 85er. Am 1. Dezember erhält er den mit einer Million Dollar dotierten Berggruen-Preis für Philosophie.

Wie Habermas, NUR ANDERS

ker – darin dem nahezu gleich alten Vordenker des „kommunikativen Handelns“, Jürgen Habermas, nicht unähnlich. So zählen beide zur aussterbenden Spezies der Universalgelehrten, die nicht nur analysieren, sondern die motivieren wollen, die Fragmente eines von der Moderne destabilisierten Lebens unter einem nicht länger bestirnten Himmel neu zusammenzufügen.

Spuren „des guten Lebens“ in der Moderne

So wundert es auch nicht, dass Habermas in einem Geburtstagsbrief an „Chuck“ – wie Taylor von Freunden genannt wird – schreibt, er habe das Gefühl, „dass wir Seite an Seite dasselbe Projekt verfolgen“: das Projekt einer Gesellschafts- und Demokratietheorie, die die Multioptionalität der Moderne als riskante, wenngleich unumkehrbare Wirklichkeit ernstnimmt und die darin nach Spuren des „guten Lebens“ sucht. Der eine dabei mit dem Rucksack christlicher Hoffnung unterwegs, die er selbst durch die Stürme eines säkularen Zeitalters hindurchträgt, der andere aus den dunkel schimmernden geschichtsphilosophischen Quellen der Frankfurter Schule schöpfend. Beide bewegt von einem je eigenen „Unbehagen an der Moderne“, so der Titel eine der Schriften Taylors.

Auf der Landkarte seines Denkens, die in der aktuellen Ausgabe der Zeitschrift *Transit* Freunde, Schüler und Weggenossen Taylors zeichnen, ragen einige Facetten wie Gebirgszüge hervor, so etwa seine zentrale Frage, was es heißt, ein menschliches Wesen zu sein. Taylor geht es dabei von Beginn an um die Abwehr eines reduktionistischen Verständ-

„Nach meinem Eindruck verfolgen wir nämlich immer noch ein ähnliches Projekt, wenn auch inzwischen von gegenüberliegenden Ufern aus.“

(Jürgen Habermas an Charles Taylor)

nisses des Menschen: Identität erschöpft sich nicht in der monolithischen Idee der Vernunft, sondern sie ist ein Wechselspiel aus er- und gelebter Moral, aus Begegnungen, Lernprozessen, kurz: Sie ergibt sich erst aus dem vollständigen „In-der-Welt-sein“ des Menschen. Ist doch eh klar, könnte man kurzschlüssig einwerfen. Aber so klar ist das in der philosophischen Debatte eben gerade nicht.

Tatsächlich fallen bei Taylor Leben und Lehre, Denken und Handeln wie bei kaum einem anderen Denker der Gegenwart zusammen. Er ist ein Meister der Mäeutik – der Hebammenkunst, durch den Dialog und das

Hören auf sein Gegenüber Fragen und Antworten erst auf die Welt zu bringen: „Offenheit für den anderen schließt die Anerkennung ein, dass ich in mir etwas gegen mich gelten lassen muss“, sagt Taylor in einem Aufsatz gleichsam über sich selbst; und so wundert es auch nicht, dass er keinerlei Berührungängste hat und neben den hochqualifizierten akademischen Podien immer wieder auch den direkten Kontakt mit Studierenden oder auch politisch Interessierten guten Willens sucht. Bis heute.

Den vorerst letzten großen Coup landete Taylor vor fast zehn Jahren mit seinem fulminanten Werk „Ein säkulares Zeitalter“, in dem er eine kultur- und philosophiegeschichtliche Abrechnung vornimmt mit der lange unhinterfragten These, dass zunehmende gesellschaftliche Modernisierung notwendigerweise mit einem Niedergang von Religion einhergehe. Säkularisierung dürfe nicht als Problemanzeige verstanden werden, sondern vielmehr als notwendige Voraussetzung eines neuen – mit Habermas gesprochen „postsäkularen“ – Mit- und Zueinanders von Religion und Gesellschaft.

Verteidiger der Säkularisierung

Säkularisierung dürfe auch nicht länger als Niedergang kirchlich verfasster Religiosität missverstanden werden, sondern sie stelle vielmehr die „adäquate Antwort des demokratischen Staates auf Andersheit“ dar. Ein Staat sei nämlich nur dann zukunftsfähig, wenn er sich der faktischen Vielfalt der Religionen öffne und diese nicht etwa in Privatheit verbanne, sondern ihr Räume – auch Schutzräume – biete, in denen sie ihr Potenzial für die Gesellschaft entfalten könne. So möchte man den professionellen kirchlichen Religionsapologeten zurufen: Lest Taylor und lernt, die Säkularisierung um der Religion willen zu verteidigen!

Wenig war bis dato die Rede von der Biografie Taylors, von seinem akademischen Leben zwischen den Universitäten von Montreal und Oxford, von seiner Lehr- und Forschungstätigkeit auch am Wiener „Institut für die Wissenschaft vom Menschen“ (IWM), von seinen zahlreichen Auszeichnungen. Denn so schillernd seine akademische Laufbahn auch war und so hochdotiert seine Preise – am 1. Dezember erhält Taylor den mit einer Million Dollar dotierten „Berggruen-Preis“ für Philosophie – das Parkett, auf dem er sich wohlfühlt, bleibt doch das Parkett der diskursiven und zivilgesellschaftlichen Öffentlichkeit; jenes Parkett, auf dem uneitel um Lösungen für die großen Fragen des menschlichen Zusammenlebens gerungen wird – ohne Berührungängste mit dem Lokalkolorit und doch mit der Attitüde globaler Zusammenhänge.

Und Taylor wäre nicht Taylor, wenn er mit 85 die Hände in den Schoß legen würde. Er erkenne heute mehr denn je, was es noch zu tun gelte. Und er wäre recht dankbar, wenn er noch einige Jahre Zeit hätte, sich den eigentlichen Fragen zu widmen, verrät er in einem Interview. „Es käme mir insofern durchaus entgegen, wenn ich dazu 150 Jahre alt werden dürfte.“ Es sei ihm vergönnt.